

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1858) Unterhaltungsblatt

6 (5.2.1858) Zweite Beilage zum Schwarzwälder Boten

37
Unterhaltungsblatt
des Schwarzwälder Boten.

N^o 6. Zweite Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 5. Februar 1858.

Die Goldmünze.

(Fortsetzung.)

So waren also durch diesen goldenen Otho zwei bis dahin glückliche und geachtete Familien anrüchig und eben dadurch recht unglücklich geworden. Auch Joubert, Präsident der Gesellschaft der schönen Künste, war seit der Zeit ernster geworden und hoffte immer noch in der Sache Aufklärung zu erhalten. Eines Tages saß er bei Tische, als ein Frauenzimmer mit jener Ungenirttheit eintrat, die in einer Provinzstadt nichts ungewöhnliches ist. Es war die neue Magd Journiers. Sie überbrachte dem Hausherrn ein Briefchen von Fräulein Rosa, worin dieselbe ihn ersuchte, wichtiger Angelegenheiten halber sich sofort zu ihr hinaus zu bemühen.

Der Abend war kalt und feucht, auf der Straße lag Glatteis, die Entfernung beider Wohnungen von einander war beträchtlich und Joubert ließ sich nicht gern in seiner Ruhe stören. Trotzdem besann sich der treffliche Mann keinen Augenblick. Er richtete einige Worte an seine Schwester, welche seine Haushaltung führte, gab seiner Nichte einen Kuf, zog dann einen jener ungeheuren Mäntel mit sechs Kragen an, wie sie heutzutage ausschließlich nur noch im Gebrauche der Fialerlutscher sind, damals aber stark in der Mode waren, und folgte entschlossen dem weiblichen Botschafter.

Nicht lange darauf hatte er das Haus in der Vorstadt erreicht, und wurde in den kleinen Speisesaal zu ebener Erde geführt, in dem sich die Familie gewöhnlich aufhielt. Das Zimmer wurde durch zwei Kerzen erhellt, und außerdem brannte im Kamin ein lustiges Feuer. Journier und seine Tochter saßen plaudernd am Kamine. Rosa, in geschmackvollem Negligé, sah blaß und angetrissen aus, aber ein Strahl reiner Freude leuchtete in diesem Augenblicke aus ihrem Gesichte. Auch in der Haltung ihres Vaters sprach sich eine Munterkeit und Zufriedenheit aus, wie man sie seit langer Zeit an ihm nicht bemerkt hatte. Beide beschäftigten sich lebhaft mit einer dritten, unbekanntem Persönlichkeit, welche sofort Joubert's Aufmerksamkeit erregte.

Es war ein Mann von vielleicht fünfzig Jahren, starknochig und hochgewachsen. Seine gebräunte Gesichtsfarbe, sein kurzgeschchnittenes borstiges Haar, sein grauer, dem Ansehen nach erst kürzlich fortrafirter und sein erst neu im Reimen begriffener Schnurrbart und etwas eigenthümlich Unbeugsames in seiner Haltung verrathen den alten Soldaten. Sein ärmlicher Anzug bestand aus einer blauen Blouse, Beinleidern, wie sie die Landleute tragen, Ledergamaschen und beschlagenen Schuhen, alles in schlechtem Zustande und beschmutzt. Dieser Mann saß an einem Tische vor einem ungeheuren Stücke kalten Rindfleisches, einem vierpfündigen Brod und einer Flasche Wein, und er aß und trank mit einem Appetit, welcher diesen Vorräthen ein baldiges Ende zu prophezeien schien.

Joubert wurde von Vater und Tochter herzlich empfangen. Der Unbekannte unterbrach offenbar ungern für einen Augenblick die Thätigkeit seiner Werkzeuge, warf einen Seitenblick auf den Kommenden, und fragte Journier mit rauher Stimme:

Ist der gut, Landsmann?

O ja, ja, er gehört zu unsern Freunden, antwortete der Alterthümeler.

Das ist unser treuer Verteidiger, unser Tröster in unserem Leid, sagte Rosa mit offener Freundlichkeit, und doch — setzte sie mit einem leichten Seufzer hinzu, habe ich seit sechs Monaten keinen Besuch seiner Nichte empfangen.

Genügt! sagte der Unbekannte.

Und er begann mit frischen Kräften zu essen und zu trinken.

Joubert war einigermaßen überrascht durch den Anblick, der sich ihm darbot. Es wurde ihm am Feuer ein bequemer Platz eingeräumt, und dann fing Journier, der selbst vor Ungebuld zu brennen schien, auf die Veranlassung dieser Zusammenkunft zu kommen, mit großer Zungeläufigkeit an:

Wünschen Sie uns Glück, lieber Freund, unser Kummer wird ein Ende nehmen. Meine vielgeliebte Tochter wird wieder das Haupt erheben und die Böswilligkeit zum Schweigen bringen können. Der brave Bursche, welchen Sie hier sehen, mein lieber Präsident, ist Jean Trinquart.

Jean Trinquart? wiederholte Hr. Joubert erstaunt, denn dieser Name tönte zum ersten Mal an sein Ohr.

Ich glaube, lieber Vater, unterbrach Rosa die Beiden, daß wir zuerst erklären müssen: An Jean Trinquart, Hr. Joubert, war jenes Billet gerichtet, aus dem so unangenehme Folgerungen für mich gezogen wurden.

Ah! wahrhaftig?

Und der Präsident der Gesellschaft der schönen Künste betrachtete den neuen Ankömmling noch einmal genau, aber das Gesicht, das er dabei machte, verrieth, daß er den Geschmack des jungen Mädchens nicht vollständig zu würdigen verstand. Rosa errieth ohne Zweifel diesen Gedanken, denn sie fuhr lächelnd und erröthend fort:

Ich hätte Ihnen vor allen Dingen sagen sollen, daß Jean Trinquart der Bruder der guten Nannette Trinquart ist, die wir vor einigen Monaten durch den Tod verloren haben.

Jetzt durchzuckte die ihn umgebende Dunkelheit ein leuchtender Blitz und eine Welt von Ideen wurde in ihm wach.

Ich glaube sie zu verstehen, mein Fräulein, rief er aus. Jener Brief war zwar von Ihrer Hand, aber in Nannettens Namen geschrieben, und für den Bruder des armen Frauenzimmers bestimmt, nicht wahr?

Nun freilich! sagte Journier, jetzt sind Sie auf der rechten Fährte, mein guter Joubert. Ja wohl, Brief und Schlüssel waren für Jean Trinquart bestimmt, der in jener Nacht seine sterbende Schwester besuchen, ihr ein letztes Lebewohl sagen sollte.

Aber weshalb hatte denn Herr Trinquart Ursache, sich zu verbergen? Was hinderte ihn bei Tage und öffentlich zur Erfüllung einer so ehrenvollen Pflicht zu erscheinen? Wozu dies nächtliche Stillsichsein?

Das werden wir Ihnen sogleich erklären.

Und Rosa erzählte nun ausführlich die Ereignisse, welche wir so kurz als möglich wiedergeben werden.

Jean Trinquart und seine Schwester Nannette stammten aus derselben Vorstadt von Limoges, in welcher Journier's Haus stand. Im Jahre 1792, als Nannette in den Dienst der Frau Journier, der Mutter Rosa's, trat, ließ Jean sich in die freiwillige Legion der HauteVienne anwerben, welche unter Jourdan's Commando stand. Seitdem hatte er alle Feldzüge der Republik und des

Kaiserreichs mitgemacht; aber der Mangel an Schulbildung hatte sein schnelles Avancement verhindert, und er konnte es nicht über den Rang eines Unteroffiziers bringen. Nun kamen die Ereignisse von 1814 und 1815 und Trinquart wurde entlassen. In seiner Verzweiflung, mittellos wie er war, nahm er thätigen Antheil an einer der bonapartistischen Verschwörungen, welche in den ersten Jahren der Restauration so häufig waren. Das Complot wurde entdeckt und vereitelt, Trinquart hatte sich den Nachstellungen zu entziehen gewußt. Trotzdem wurde sein Prozeß vor dem Kriegsgerichte verhandelt und er zum Tode verurtheilt.

Aus einem Schlupswinkel nach dem andern vertrieben, sah der alte Soldat sich endlich genöthigt, Paris zu verlassen. Ohne Geld, ohne Freunde, zum Neuesten getrieben, erinnerte er sich seiner Schwester Nanette, welche ihn stets zärtlich geliebt hatte, und er beschloß, deren Unterstützung nachzusuchen. Nächtllicher Weile und mit Vermeidung aller großen Straßen legte er die hundert Meilen von Paris nach Limoges zu Fuß zurück. Sobald er in der Nähe seines Geburtsortes angekommen war, setzte er seine Schwester insgeheim von seiner Anwesenheit und seiner mißlichen Lage in Kenntniß.

Nanette empfing den unglücklichen Verfolgten mit wärmster Liebe. Sie suchte ihn in dem einsamen Pachtthofe, nahe bei Limoges auf, in dem er sich verborgen hielt, brachte ihm Geld von ihren Ersparnissen, Kleidungsstücke, und, was mehr werth war, sprach ihm Trost und Muth ein. Während mehrerer Monate besuchte sie ihn häufig in seinen verschiedenen Schlupswinkeln, denn die Sorge für seine Sicherheit machte es nöthig, daß er sich nicht zu lange an ein und demselben Orte aufhielt. Aber nicht lange darnach wurde das arme Frauenzimmer, vielleicht in Folge der Unruhe und Aufregungen, von der Krankheit befallen, an welcher sie später starb. Sie fühlte ihr Ende nahe und begte den glühenden Wunsch, ihren Bruder noch einmal zu sehen. Aber wie war das ins Werk zu setzen? Der bis zum Uebermaß ängstliche Fournier würde den Vorschlag, einen von der bestehenden Regierung zum Tode verurtheilten Menschen bei sich aufzunehmen, mit Entsetzen aufgenommen haben. Er hätte sich für compromittirt, für rettungslos verloren gehalten. In ihrer Rathlosigkeit beschloß Nanette, sich an ihre gute, junge Gebieterin zu wenden, welche sie mit töchterlicher Zärtlichkeit pflegte. Sie gestand ihr die volle Wahrheit und erbat ihren Rath und Beistand.

Rosa erkannte ebenfalls, daß man dem Vater, dessen Furchtsamkeit ihr bekannt war, nichts davon sagen dürfe, aber die Verzweiflung ihrer alten Wärterin rührte sie dermaßen, daß sie sich entschloß, selbstständig ihr die so heißersehnte Beruhigung zu verschaffen. Sie fand in der That ein Mittel, Jean Trinquart vom Stande der Dinge in Kenntniß zu setzen und brachte ihn mehrmals bei Nachtzeit zur Kranken, welche aus der Unterhaltung mit ihrem Bruder Trost und Kraft schöpfte. Die vereinzelt Lage des Hauses und die Nähe des freien Feldes ließen diese Besuche mit ziemlicher Sicherheit zustandekommen.

So also verbielt sich die Geschichte jenes Briefes, dessen Verbergung Joubert und Chastagnac beobachtet hatten. Trotz der Entwendung des Briefes glaubte doch Trinquart, als er des Abends an der gewohnten Stelle nach irgend einem Zeichen suchte, sich durch den Schlüssel, genügend ermächtigt, seine Schwester in der folgenden Nacht zu besuchen. Indessen wird man leicht begreifen, weshalb Rosa Fournier in Gegenwart des Gerichtsbeamten den Zusammenhang durchaus nicht andeuten wollte. So wie sie Jean Trinquart erwähnt hätte, würde der Staatsprocurator eifrige Nachforschungen in der Umgebung der Stadt angestellt haben, der Flüchtling würde entdeckt, verhaftet und dem Kriegsgerichte übergeben worden seyn, und wie schnell diese eine solche Sache erlebigen, ist bekannt genug. Rosa ertrug also

lieber die ehrenrührigsten Voraussetzungen, als sie das Vertrauen eines Flüchtlings und einer sterbenden Freundin verrathen hätte.

Joubert hatte diese Erzählung mit unverkennbarer Bewegung mit angehört.

Sie sind also, mein theures Kind, sagte er mit Thränen in den Augen und einem herzlichen Händedruck, nicht allein unschuldig an dem, was man Ihnen zur Last gelegt hat, sondern haben vielmehr eine That des herrlichsten Muthes und der Aufopferung begangen! Ich bitte Sie um Verzeihung, daß auch ich zu denen gehört habe, welche Sie im Geheimen anschuldigten. Ich würde den Himmel preisen, wenn er mir eine Tochter wie Sie geschenkt hätte.

Und er drückte einen Kuß auf die Stirn des jungen Mädchens, welches auch seinerseits sich der Thränen nicht erwehren konnte.

Oh Herr Joubert, sagte sie, Sie sind zu gütig! Dieser Augenblick wiegt alle bösen Tage und qualvollen Nächte der letzten Monate auf! Sie versprechen mir also, daß ich bald meine liebe Cécile, Ihre Nichte, wiedersehen werde?

Joubert lächelte. Dann wandte er sich an den alten Soldaten, welcher anscheinend unbekümmert um alles, was in seiner Nähe vorging, noch immer tapfer darauf los aß.

Aber lieber Freund, sagte Joubert mit gedämpfter Stimme, haben Sie wohl bedacht, daß die beinahe öffentliche Anwesenheit dieses braven Mannes in Ihrem Hause ihm gefährlich werden kann? Ich werde ihn nicht verrathen, aber wenn irgend ein Unzuverlässiger herein läme!...

Was, Joubert, unterbrach ihn Fournier, und rieb sich die Hände, haben Sie denn keine Zeitungen gelesen? Es ist ja eine Amnestie für die letzten Verschwörungen erlassen. Jean Trinquart ist namentlich aufgeführt und hatte völlige Gnade gefunden; es steht im „Moniteur,“ ich hab's mit eigenen Augen gelesen. Der arme Jean hat die Keuigkeit heute Früh in dem Pachtthof erfahren, wo er unter falschem Namen arbeitete, und fiel uns nun Abends wie eine Bombe ins Haus. Meine Tochter hatte mir zwar die ganze Geschichte erzählt, gleich an dem Tage, wo wir unsere Scene vor dem Procurator hatten — der mich übrigens unter uns von großen Dummheiten zurückgehalten hat! — aber ich kannte Nanettens Bruder noch nicht und so empfing ich ihn ziemlich übel. Aber jetzt sind wir einig. Er darf sich überall zeigen, erhobenen Hauptes, und wird uns helfen, die Schwäger dieses Viertels zum Schweigen zu bringen.

Jetzt endlich schien Jean Trinquart seinen Appetit gestillt zu haben. Uebrigens war auch das Brod bis auf einige Broden vertilgt, das Fleisch bestand nur noch in einem großen Knochen und die Flasche war leer. Der alte Soldat schob den Tisch von sich, drehte sich halb auf seinem Stuhle um und sagte zu Fournier:

Entschuldigen Sie, verzeihen Sie Landsmann; aber ich habe, seitdem ich ins bürgerliche Leben eingetreten bin, das Glend ziemlich durchgemacht und selten Gelegenheit gefunden, meinen Magen zu füllen. Verflucht! Sehen Sie, wenn man wie ich drei Tage lang von einem Kohlstunk gelebt hat, der vor eines Bauern Thür lag, und drei andere Tage von vier oder fünf erfrorenen Kartoffeln, so könnte man dem Teufel die Knochen abnagen.

Ja, mein Freund, sagte Fournier fröhlich, thue dir keinen Zwang an, mein armer Trinquart. Gebrauche deine Rinnbaden, als ob du in Feindesland wärst. Nein? du willst also wirklich nicht? Nun, meinethwegen. Aber wie gesagt, Trinquart, ich rechne darauf, daß du uns beistehst, die Klatschereien derer, die meiner Tochter und mir so viel Unrecht zugesügt haben, jetzt zum Schweigen zu bringen.

Ob ich Ihnen beistehen werde, tausend Donnerwetter! Sie

können sich darauf verlassen, Landsmann! Diese schöne Mamsell Rosa, die sich gegen meine Schwester so bewundernswürdig benommen hat, und sich in den Staub ziehen ließ, um einen alten Soldaten nicht zu verrathen! Aber sie ist eine wahre Heilige, all mein Blut gehört ihr, und ich könnte ihr aus meiner alten Haut einen Fußsteppich bereiten. Wissen Sie, wie ich diese bösen Mäuler zu Vernunft bringen werde? Mamsell Rosa soll sich ordentlich herausputzen und ganz ruhig durch die Vorstadt nach der Stadt gehen; ich werde mich vier oder fünf Schritte hinter ihr halten. Jeden, der die Miene macht zu lachen oder ihr etwas Unangenehmes zu sagen, halte ich fest und erzähle ihm in aller Höflichkeit den wahren Sachverhalt. Und wer mir nicht Glauben schenken will, dem zerschlage ich zuerst ein Paar Knochen, und biete ihm nachher an, sich mit mir auf krummen Säbel zu schlagen. . . . so macht sich die Sache ganz einfach.

Alle drei lachten herzlich über dies neue Verfahren, den bemädelten Ruf eines jungen Mädchens wieder herzustellen.

Dies Mittel möchte doch vielleicht den beabsichtigten Zweck verfehlen, bemerkte Joubert. Wenn indessen die Thatfachen einmal bekannt sind, so wird Fräulein Rosa bald wieder im Besitze der verdienten Achtung und Liebe sein. Das Wesentliche bleibt jetzt, das Verschwinden der berühmten Münze zu erklären, denn ich denke mir, daß Herr Trinquart uns darüber nicht Neues wird mittheilen können.

Der Soldat runzelte die Stirn bei dem Gedanken an den Verdacht, welcher in dieser Frage lag.

(Fortsetzung folgt.)

Gesundheitslehre.

(Fortsetzung.)

Viertes Kapitel.

Der Phosphor im Weine.

Einem in der Wiener „medizinischen Wochenschrift“ enthaltenen Aufsatz von dem ausgezeichneten Chemiker Herrn Dr. B. Klebinsky entnehmen wir Folgendes, gleich interessant für die Wissenschaft wie für den Laien, besonders in Rücksicht auf seine Gesundheit.

„In den ökonomischen Werken ist es bei der Charakteristik des „echten Malaga“, des wie bekannt am häufigsten und gründlichsten gefälschten Weines, ausdrücklich als eine Eigenthümlichkeit desselben erwähnt, daß er mit Ammoniak verjert sehr bald eine krystallinische Abscheidung von phosphorsaurer Ammonmagnesia veranlasse. Dieser ziemlich bedeutende Phosphorsäuregehalt des Malaga hat sich mit an der objektiven Begründung des bedeutenden Rufes dieses Weines betheiligt, und es ist sehr begreiflich, daß bei der hohen biochemischen Dignität der Phosphorsäure für die inquiline Ernährung des Muskel-, Knochen- und Nervengewebes der phosphorsäurereiche Malaga, der in dieser Beziehung selbst einzig dastehen schien, so recht eigentlich der offizielle Wein der Reconvaleszenten wurde.

Der Phosphor ist ein so kostbares Element für die organische Natur, daß er alles, was ihn zu bieten vermag, mit dem Heiligenscheine seiner eigenen biochemischen Würde vergoldet.

Ohne Phosphor vermag sich kein Nerv zu bilden, der dann centrifugal den Willen und centripetal die Empfindung telegraphirt; ohne Phosphor webt sich keine Muskelfibrille, die dann zuckt unter dem beherrschenden Nervengebote und Lasten hebt und Gedächtes verwickelt; ohne Phosphor fügt sich nicht der mikroskopische Wunderrbau der Knochenlamelle, deren Vereinigung zu Knochen dann die passive Bewegung, den Schutz und Halt der Organe verrichtet. Ohne Phosphor kein Leben! Die moderne Agricultur hat dieses chemische Axiom der Nationalökonomie begriffen: das lebendige Gestampfe der Knochenmühlen und das endliche Aufhören der fünfzigjährigen Knochenausfuhr aus Deutschland nach Belgien und England gibt Zeugniß davon.

Der relative Gehalt eines Weines an Phosphor ist also stimmberichtig bei der Jury, die über seinen diätetischen Werth überhaupt und über seine therapeutische Indication speciell abzurtheilen hat.

Reconvalescenzen aus Typhoiden, erschöpfenden Exudat-Processen, sogenannten Adynamien, um das Meer jener vielnamigen chronischen Leiden, die chemiatrich auf einer steten Phosphorsäureverarmung des Körpers beruhen, deren Ausschlag sich bald früher und mehr, bald später und schwächer im Knochen-Systeme (Rachitis u.) oder im Muskel-, Drüsen- und Faser-Systeme des sogenannten Zell-

gewebes (plastischer Individuen, Strophulose u.) oder endlich selbst im peripherischen und centralen Nerven-Systeme (als die mannigfaltigsten Neuralgien, Motilitäts- und Sensibilitäts-Neurosen) kundgeben mag, alles das ist so der recht eigentliche therapeutische Rayon der phosphorsäurereichen Weine; und hierin liegt wieder der Grund, warum ich zuerst in diesen Blättern und vor ärztlichem Forum diesen Gegenstand besprach“ u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

Auswahl der für hiesige Gegend geeigneten Kernobstsorten und kurze Beschreibung derselben nach Lucas Oberdiel, Dochnahl, Dittrich u. A.

Von G. Heid.

A. Aepfel.

1) Eine unserer allervortrefflichsten und einträglichsten Aepfelsorten ist die Englische Winter Goldparmaine, gewöhnlich nur Goldparmaine genannt. Sie gehört in die Klasse der Goldreinetten. Diese prachtvolle, ansehnlich große, lachend schöne Frucht hat in den zwei letzten Jahrzehnten eine große Verbreitung im Lande gefunden. Sie ist an dem offenen, sternförmigen, lange grünbleibenden Kelch und der meistens grünlichen Stielhöhle leicht zu erkennen. Die Farbe der feinen, glänzenden Schale ist vom Baume ein gelbliches, wachsartiges Strohweiß, welches in der Zeitigung ein ungemein schönes, hohes, goldartiges Zitrongelb wird; die Sommerseite ist vollkommen goldartig geröthet. Das Fleisch ist weiß, etwas in's Gelbliche spielend, feinförnig, fest, recht saftvoll und von einem erhabenen, gewürzhaften, angenehmen Weingeschmack, fast ohne alle Säure. Der Baum wächst sehr lebhaft, wird groß, belaubt sich schön, zeigt einen hochgehenden Kronenbau und sängt schon in der Baumschule und unmittelbar nach der Anpflanzung an, reichlich zu tragen, weshalb derselbe zur Wiederbelebung des Triebes von Zeit zu Zeit (alle 10–12 Jahre) in's alte Holz zurückgeschnitten (verjüngt) werden muß; abschleibt dies nicht, so wird der Baum in früher Zeit alt und unfruchtbar, während unmittelbar nach dem Verjüngen die Früchte wieder ihre volle Größe und Schönheit erlangen. Da die Blüthe fast nie durch schlechte Witterung leidet, und auch das Holz überall gut ausreift, so taugt dieser Baum ganz besonders für unsere Gegend. Der Aepfel eignet sich vortrefflich zum Dörren und gibt herrliche Schnitze und zur Mostbereitung, verlangt aber einen geringen Zusatz von Wasser (zu 1 Eri. Aepfel 1 Maas Wasser), oder Beimischung einer sauren oder herben Obssorte, da der Most dieses vorherrschend süßen, nur wenig Säure zeigenden Aepfels sonst eine Neigung zum Zäherwerden zeigt, namentlich wenn man die Früchte erst lauerreife mollet. Nach einer Analyse des Hrn. Professors Dr. Emil Wolff in Hohenheim vom Herbst 1855 ist die Goldparmaine zusammengesetzt aus: 83,58 Proc. Wasser, 16,42 Proc. trockene Substanz, 2,75 Proc. unlösliche Substanzen (Treber), 13,67 Proc. im Saft gelöste Substanzen, 7,91 Proc. Zucker, 5,26 Proc. Pectin, Eiweiß und Salze, 0,50 Proc. freie Säure, Aepfelsäure. (Fortf. folgt.)

Etwas gegen Frauen.

Es ist eine Blumenlese von eben nicht schmeichelhaften Aeußerungen renommirter Schriftsteller über die Frauen von Emil Deschanel erschaen. Hier nur einige davon, nicht weil wir gleiche Ansichten hegen, sondern weil es ja ein Liebes- und Freundschaftsdienst ist, Freundinnen das Schlimme mitzutheilen, was böse Junaen hinter ihrem Rücken sagen. Der alte Plautus bemerkt schon: „Wer sich recht viel Sorge und Mühe machen will, braucht sich nur zwei Dinge zu verschaffen, ein Schiff und ein Weib. Nichts kostet mehr Mühe als die Ausrüstung und Instandhaltung dieser beiden Artikel. Von früh bis spät in die Nacht geht es fort mit Waschen, Reiben, Putzen, Glätten, Anstreichen“ u. s. w.

Terenz: „Ich kenne die Weiber. Willst Du etwas, so wollen sie es nicht; und willst Du etwas nicht, so wollen sie es gewis.“
La Bruyère: „Die Frauen sind Extreme, entweder besser oder schlechter als die Männer. Die meisten Frauen haben keine Grundsätze, sondern lassen sich lediglich durch ihr Herz leiten. Was aber ihre Sitten betrifft, so hängen diese von den Männern ab, welche sie lieben.“

Joly: „Nichts ist unverträglicher als die Unterhaltung der Frauen unter einander. Sie dreht sich meist um Aeußerlichkeiten. Man spricht von einem Kleide, einem Kopfschmuck. Ein Ball vollends ist ein weites Feld der Unterhaltung.“

Chamfort: „Ein Weib ist wie unser Schatten; laufen wir ihr nach, so läuft sie davon, und laufen wir davon, so läuft sie uns nach. — Bei der Wahl ihres Liebhabers sieht eine Frau weit mehr darauf, mit welchen Augen ihn die andern Frauen betrachten, als wie er ihr selbst erscheint.“

Bougeart: „Reden wir im Allgemeinen schlimm von den Frauen, so erheben sich alle wider uns; machen wir aber eine Aus-

anwendung auf eine einzelne, so geben sie uns vollkommen Recht.“
 Alph. Karr: „Die Freundschaft zweier Frauen ist immer ein Complot gegen eine dritte. Wenn eine geschätzte Frau in einen Salon tritt und mit ihrem Eintritt durch gesteigerte Eleganz die andern Frauen bestaunt, so scheint sie vollkommen glücklich zu seyn, und auf ihrem Antlitz strahlt der herrlichste Triumph. Eine Frau, welche anderthalb Stunden in einer Kirche zugebracht und dabei die Augen nicht von ihrem Gebetbuche erhoben hat, ist im Stande, Euch die Toilette von zwei- bis dreihundert Frauen, die mit ihr zugleich in der Kirche waren, genau anzugeben, ohne selbst Kleinigkeiten zu vergessen.“
 Ch. Nodier: „Man hat die Bemerkung gemacht, daß von allen animalischen Geschöpfen, — die Katzen, die Ratten und die Frauen am meisten Zeit auf ihre Toilette verwenden.“

Die Schuhlicker vor den Schuhmachern.

Kaiser Karl V. liebte es, sich in eigener Person zu überzeugen, wie die unteren Klassen seiner Unterthanen über ihn und seine Regierung dächten und demzufolge wandelte er oft incognito umher und mischte sich unter sie. Eines Abends ging er in gleicher Absicht durch Brüssel, als plötzlich einer seiner Stiefel so schadhast wurde, daß eine rasche Ausbesserung durchaus nöthig war. Man wies ihn zu einem Schuhlicker. Unglücklicherweise war aber St. Crispin's-Tag, und statt den Schuhlicker bei der Arbeit zu finden, sah dieser unter seinen Bekannten beim Krüge. Der Kaiser forderte ihn auf, ihm den Stiefel auszubessern und bot ihm eine anständige Belohnung.
 „Was Freund?“ rief der Schuhlicker; „wißt Ihr nichts Besseres, als Einen von unserem Gewerbe aufzufordern, am Tage des heiligen Crispin zu arbeiten? Und wär' es Kaiser Karl selbst, ich hätte in diesem Augenblicke nicht einen Stich für ihn; wollt Ihr aber herein kommen und auf den heiligen Crispin mit trinken, so thut es und Ihr sollt willkommen seyn; wir sind hier so lustig wie es der Kaiser nur seyn kann.“ Der Kaiser nahm die Einladung an; aber während er die rohen Späße der Gesellschaft anhörte, ohne sich in dieselben zu mischen, wandte sich der lustige Wirth mit den Worten an ihn: „Was soll das heißen? Ich glaube, Ihr seid ein Hofmann oder sonst dergleichen, wenigstens läßt sich das aus Eurer nachdenkenden Miene schließen. Indessen mögt Ihr seyn, wer Ihr wollt. Trinkt nur! Hier, auf das Wohl Karl's V.“

„So liebt Ihr wohl Karl V.“
 „Ihn lieben?“ entgegnete der Sohn Crispin's; „nun ja, ich liebe seine lange Nase, die gefällt mir; doch würde ich ihn noch mehr lieben, wenn er uns etwas weniger besteuern wolle.“ Nach einiger Zeit trennten sie sich, und der Kaiser, dem die Freimüthigkeit des Schuhlickers gefallen hatte, ließ ihn am nächsten Tage zu sich kommen. Als der arme Schwelm sah, daß sein unbekannter Gast und der Kaiser eine und dieselbe Person gewesen, ging ihm all sein Witz aus, und er fürchtete es dürfte ihm wegen der „langen Nase“ an den Hals gehen. Indessen der Kaiser benahm ihm alle Furcht und versprach ihm, jeden vernünftigen Wunsch, den er vorbrächte, zu erfüllen. Hierauf erbat sich der Schuhlicker, daß künftig die Schuhlicker von Flandern in ihrem Wappen einen Stiefel mit der Krone des Kaisers darüber tragen dürften, und daß bei allen Projessionen die Innung der Schuhlicker den Vortritt vor der Innung der Schuhmacher haben sollte. Von dieser Zeit an datirt sich diese ehrenvolle Auszeichnung, deren sich die Schuhlicker von Brüssel noch heute erfreuen.

Goldkörner.

Bei Lieb und Wein, steif wie ein Philosoph seyn
 Und sich nicht freuen, das schidit sich nicht.
 Als Jüngling muß man fröhlich seyn,
 Im Alter fromm und heilig seyn, das ist uns Pflicht.
 Wenn es gut und nützlich ist, bei wichtigen Angelegenheiten
 einen Mann zum Freunde zu haben, so kann zur Befriedigung der
 täglichen Bedürfnisse des Herzens nichts wünschenswerther seyn, als
 die Freundschaft einer Frau.
 Wer die lächerliche Eitelkeit besitzt, zu glauben, daß ihm
 Niemand geistig überlegen sei, der verräth dadurch seine eigene geistige
 Mittelmäßigkeit. Götze.
 Wer viel hat, und den Nothleidenden davon viel gibt, thut
 doch nicht so viel, als der, welcher wenig hat, und ihnen von diesem
 Wenigen etwas gibt.

Karitätenkästlein.

Ein Mann hatte Streit mit seiner Frau, und verach so des edlen Hausfriedens. Diese strafte ihn nun dadurch, daß sie mehrere Tage kein Wort mit ihm sprach. Dem sonst gutmüthigen Manne wurde diese Stille unerträglich, und er sann daher auf ein Mittel,

dieselbe zu unterbrechen. An einem Nachmittage zündet er ein Licht an, stellt es in eine Laterne und sucht, während seine Frau in der Stube saß und spann, ganz eifrig unter Tisch, Bänken, Ofen etc., als ob er Etwas verloren hätte. Darüber mußte seine Frau lachen und fragte ihn dann: „Was suchst Du denn?“ Erfreut, seinen Zweck erreicht zu haben, antwortet er mit heiterer Miene: „Dein Maul habe ich gesucht!“

Ein Hauptmann pfiff seinem Bedienten mehrere Mal vergeblich. Als er endlich auf den letzten Pfiff kam, fuhr ihn sein Herr an: „Warum kommst du nicht sogleich, wenn ich dir pfeife?“ Bedienter: „Sie werden verzeihen, ich hab's nicht gehört!“ Hauptmann: „Ich sage dir nun ein für alle Mal, wenn ich pfeife, so mußt du kommen, und wenn du es gleich nicht hörst!“

Molière, einst von der Stunde der Vorstellung überrascht, konnte in der Eile kein anderes Fuhrwerk erhalten, als eine sogenannte Bruette, eine Art von Tragstuhl, der auf zwei Rädern stand und von einem Menschen gezogen wurde. Er setzte sich hinein und die Bruette ging ihren gewöhnlichen langsamen Gang. Voll Ungebuld darüber und doch ganz in Gedanken an seine Rolle verloren, sprang er endlich heraus und begann, trotz seiner seidenen Strümpfe und trotz des tiefen Straßentoths, das Fuhrwerk aus allen Kräften zu schieben. Des Fuhrmanns Gelächter weckte ihn endlich aus seinem Traume.

Das falsche Stärkungsmittel. „Versuchen Sie's einmal, Frau Nachbarin, dem Kleinen die Füße mit Wein einzureiben, das wird sie außerordentlich stärken.“ — „Meinen Sie? Mein Mann ist immer nach dem Weine außerordentlich schwach auf den Füßen.“

Ein Justizrath hatte die Eigenheit, im Anfange seiner Protokolle den Gegenstand des Prozesses möglichst genau in einem einzigen Worte zu bezeichnen, und so fing denn ein Instruktionsprotokoll also an: „In Sachen wider N. wegen Mistgrubenausräumungsverbindlichkeiterfüllungsmängel u. s. w.“

Eine alte vide Frau, welche einer Viertneipe vorstand, ging neulich zur Kirche und schief ein. Während ihres Schläfchens nun fiel ihr Schirm um, den sie zwischen den Beinen gehalten hatte, und machte ein lautes Geräusch. Darob erwachte die ehrsame Alte und rief: „Warte, Hanne, Da Beest! hast Du mir schon wieder einen Biertrug zer schlagen?“

In Georgien wird nach jeder Mahlzeit das Tischtuch gegeben, meldet ein Tourist, denn es ist dort Sitte, daß man sich bei Tische einer Art dünner Kuchen als Tischtuch bedient, der nach Beendigung der Mahlzeit gegessen wird.

Stechpalme.

So unzufrieden auch die Menschen gemeinlich mit ihrem Loos sind, in einem Punkte herrscht doch unter Allen die vollkommenste Zufriedenheit, nämlich im Punkte des Verstandes. Ich habe unter den Tausenden, mit denen ich in meinem Leben schon in Berührung gekommen bin, auch nicht Einen getroffen, der sich beklagt hätte, daß er zu wenig Verstand besitze, und wenn er auch in allem Andern die Unersättlichkeit selbst war.

Räthsel.

Die Welt durchschwebt mit schauerlichem Klingeln
 Ein Greif, umfaßt von einer schwarzen Schaar:
 Wie zwei Gewitterwolken sind die Schwingen,
 Wie Sichelwagen ist sein Krallenpaar.
 Der kann die Nationen all' verschlingen
 Und bleibt doch hungrig, wie er vorher war.
 Drum macht er schaudern Alles, was da lebet
 Und krümmt und sträubt sich, wo er haust und wobet.
 Er braust umher mit ungeheurem Johne,
 Sich seiner Riesensärke ganz bewußt.
 Ein Flügel Schlag reißt Könige vom Throne,
 Bettler vom Schimmel fort, aus Leid und Luht.
 Das Weib vom Mann, den Vater weg vom Sohne,
 Den Säugling von der vollen Mutterbrust.
 Knidt wie die Lilie des Sturmes Blüten,
 Zerbricht dem hehren Jüngling das Genide,
 Zermalmt des Mannes seltsamst Gebirn —
 Enttraßt dem müden Greis die treue Krude,
 Zerstampft der Schöpfung Riesen körnerfein.
 Und dieser Greif von wüthig, blut'ger Tude,
 Der täglich Millionen würgt hinein,
 Dem Keiner flieht, von allen die da kamen,
 Kennst Du den Greif, so nenne seinen Namen.

Redigirt, gedruckt und verlegt von Wih. Brandstedt.